

The background of the cover is a complex, abstract composition of geometric shapes and patterns. At the top left, there is a grid of small squares in shades of yellow, orange, red, and purple. To the right, there are larger, overlapping triangles and polygons in red, yellow, purple, and black. At the bottom left, there are horizontal wavy lines in red, yellow, and purple. The overall style is modern and graphic.

Lukas Geisler

DIE WILL KOMMENS GESELL SCHAFT

Eine konkrete Utopie

 oekom

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort von Dana Giesecke	7
Einleitung	13
Grenträume	31
»No one puts their children in a boat unless the water is safer than the land«	32
Leben retten	37
Über kollektives Handeln in der europäischen Peripherie	44
Von Berlin nach Sarajevo und zurück	50
<i>Exkurs: Der Weg zur postmigrantischen Gesellschaft (Magdalena Fackler)</i>	57
Teilhabe	73
Erinnern heißt verändern!	74
Über das Brotbrechen und Teilen	82
Wie aus Sans-Papiers Zürcher werden	87
Ein Warenhaus voller Ideen	92
Keine Angst vor Paragrafen	98
Füreinander leben	103
Das Ziel muss sein, sich selbst unnötig zu machen	109
<i>Exkurs: Umkämpftes Asyl(recht)</i>	120

Aktivismus	137
Wir lieben Gegenkultur	
(Lea Luttenberger & Miriam Scheibe)	138
Über eine Brücke, die Menschen und Kommunen verbindet	142
Gekommen, um zu bleiben	149
Antielitär und unbequem: Kunst gegen das Vergessen	155
»Niemand sollte sein Leben riskieren müssen, um in Freiheit leben zu können«	160
<i>Exkurs: Ich glaube, wir stehen erst ganz am Anfang</i>	
<i>(Meis Alkhafaji)</i>	170
Danksagung	179
Anmerkungen	182
Über den Autor	190

VORWORT

Dana Giesecke

Umfangreich und nicht ganz neu ist das Wissen über die Vielfachkrisen, in denen wir uns befinden. Groß stehen die Herausforderungen, die Klimakatastrophe, Artensterben und Ressourcenknappheit usw. mit sich bringen, vor uns. Doch unser Stoffumfang, der für die Herstellung, Lieferströme und den Konsum von Produkten und natürlich für all die Energie gebraucht wird, wächst weiter. Und damit auch der Umfang der Zerstörung von Lebensräumen, die seit den »Grenzen des Wachstums« (Meadows 1972) eben nicht gebändert, sondern immer brutaler weitergeht.

Die Meldungen und Warnungen der Wissenschaften, wohin unsere Art, zu wirtschaften und zu leben, führen wird, wenn sich nichts ändert, entsetzen uns zwar – führen aber kaum zu Konsequenzen: Menschen halten weiter an ihrer Lebensweise und Unternehmen an ihrer Wirtschaftsweise sowie ihren Geschäftsmodellen fest.

Wir wissen also um die Notwendigkeit, endlich Veränderungen einzuleiten. Doch egal in welchen gesellschaftlichen Bereich man schaut, überall Intensivierung, überall Extraktion und Verantwortungsdiffusion; wir laufen sozusagen mit offenen Augen ins ökologische Verhängnis, obwohl wir alle wissenschaftlichen Fakten kennen. Wir wissen, was wir tun. Alle machen weiter, weil niemand weiß, wie man den einfachen Sachverhalt, dass auf einem begrenzten Raum mit begrenzten Ressourcen kein unendliches und ungebremstes Wachstum möglich ist, auf attraktive Weise kommunizieren soll. Und wenn es schon an der Kommunikation scheitert, wie soll dann eine Systemtransformation umgesetzt werden?

Als der Sozialpsychologe Harald Welzer und ich vor genau zehn Jahren feststellten, dass die damals gängige Ökokommunikation mit ihrem moralischen Zeigefinger, den ganzen Konjunktiven (»man müsste ...«,

»man sollte ...« oder »man könnte ...«), den schlechten Nachrichten und Katastrophenszenarien ebenfalls nicht zum Handeln führte und auch nicht in die Lage versetzte, die eigenen Handlungsspielräume zu erkennen, gründeten wir die gemeinnützige Stiftung *FUTURZWEI*. Stiftung Zukunftsfähigkeit. Einerseits wollten wir Agent*innen für Menschen sein, die unter schwierigen Voraussetzungen in nicht nachhaltigen Strukturen, also against all odds, ein richtigeres Leben im falschen zu führen versuchen. Wir hatten nämlich die Beobachtung gemacht, dass es eine beträchtliche Anzahl von Einzelnen, Initiativen, Gruppen, Unternehmen, Genossenschaften usw. gibt, die unter den real existierenden Bedingungen einer auf Konsum- und Verbrauchssteigerung ausgelegten Gesellschaft ihre Welt ganz anders gestalteten – also anders wirtschafteten, anders produzierten, sich anders organisierten. Genau solche Akteur*innen wollten wir ermutigen, unterstützen und miteinander verbinden. Es wurde Zeit, sie aus dem Schatten ins Licht zu stellen.

Andererseits wollten wir auch den Unentschlossenen und Zaghafte zeigen, dass die Gestaltung der Welt in eine enkeltaugliche Zukunft für alle mehr Autonomie und Selbstbestimmung, mehr Spaß und Freude, mehr Solidarität, Gemeinschaft und Gerechtigkeit bringen würde. Und weil schon hier und da in Nischen gemeinsam experimentiert wurde, konnte man von solchen Personen und ihren Projekten durchaus eine Menge lernen, wie man ganz praktisch aus einer nicht nachhaltigen Gesellschaft auf den Pfad in eine nachhaltigere kommen könnte.

Und schließlich fanden wir, dass es für die Ökokommunikation insgesamt ganz gut und vorwärtsbringend sei, wenn man mal »Geschichten des Gelingens« erzählen würde anstatt immer nur Geschichten des permanenten Weiterbauens am Weltuntergang. Also bezeichneten wir uns insgeheim als »PR-Agentur für eine soziale Bewegung, die noch nicht weiß, dass sie existiert«,¹ und begannen tatsächlich, Werbung zu machen – für einen anderen Umgang mit der Welt.

¹ Nur zur Erinnerung: Ich spreche über das Jahr 2012; die meisten Schüler*innen von Fridays for Future waren damals nicht einmal zehn Jahre alt.

Seitdem kommen unsere »Geschichten des Gelingens« ausdrücklich ohne jedes Welttrettungspathos aus. Ebenfalls unauffindbar: das übliche Nachhaltigkeits- und Verzichts-vokabular. Nicht einmal den berühmten CO₂-Fußabdruck bemühen wir, denn der ist sowieso eine Erfindung der Mineralölkonzerne. Unsere Geschichten bestehen ganz einfach – wie jede gute Geschichte – aus einem Anfang, einem Mittelteil und einem Schluss. Und sie erzählen von handelnden Personen, die interessante Dinge machen, denen auch mal Hindernisse in den Weg gestellt werden und die Krisen und Frust zu überwinden haben. Natürlich gibt es stets ein Happy End, das lautet: Sieh an, geht doch, dies oder jenes ist veränderbar! Es kann bereits heute begonnen werden, das Morgen zu verändern. Diese erzählten Geschichten sind lebensnah, greif- und nachfühlbar. Sie lassen leichter als Daten und Fakten zu, dass sie den Hörer*innen oder den Leser*innen im Kopf bleiben. Dort können sie nachwirken, sich weiterentwickeln und in ähnliches Handeln münden. Von dort aus können sie weitererzählt und in die Welt getragen werden.

Man muss nicht glauben, dass Protagonist*innen der Geschichten überlebensgroße Held*innen seien. Nein, aber sie sind dennoch sehr besonders und speziell, denn: Sie erkennen einen Sachverhalt, einen Zustand oder eine Ungerechtigkeit, die sie nicht mehr gewillt sind zu tolerieren. Sie handeln dagegen an. Jede einzelne der mittlerweile weit über 400 FUTURZWEI-Geschichten aus dem deutschsprachigen Raum legt auf diese Weise die Potenziale für eine proaktive Veränderung und Verbesserung unserer Lebenswelt frei. Sie zeigen auf: Eine andere Welt ist möglich.

Harald Welzer beschreibt eine solche Perforierung des Gegebenen mit folgendem Vergleich: »Wenn man vom Produkt [die ›Geschichten des Gelingens«, Anm. DG] her denkt, sind Fragen nach Zielgruppen und Wettbewerb uninteressant. Das ist wie in der Kunst. Mit Blick auf Marktgängigkeit entsteht nie große Kunst; sie entsteht dann, wenn jemand versucht, den gegebenen Möglichkeiten etwas Neues abzurufen, einen Riss in hermetische Wirklichkeit zu schlagen, durch den hindurch man den Vorschein einer anderen Welt sehen kann.«

Deshalb lehnt sich auch der Name der Stiftung FUTURZWEI ganz bewusst an die grammatikalische Form des Futur II an, denn darin ist ja die konkrete Utopie begründet. Menschen sind, soweit bekannt, die einzigen Lebewesen, die sich erstens eine Zukunft vorstellen können (Futur I). Sie können aber auch in einen zukünftigen Zustand hineinversetzen und, mehr noch, von diesem imaginierten Zukunftsort aus zurückzublicken können, also auf den Weg, den man zurückzulegen hatte, um an diesen Ort in der Zeit zu kommen (Futur II). Übersetzen kann man diese kognitive Fähigkeit in Fragen wie: Wer werde ich gewesen sein? Was werden wir getan haben? Werde ich eine derjenigen gewesen sein, die zugeschaut hat, wie ungerecht und zerstörend gehandelt wird? Oder werde ich mich dagegen aufgelehnt haben? Das ist die Kernoperation des Entwerfens von Zukunftsbildern, die übrigens individuell und kollektiv anwendbar ist, und in dieser Methode selbst liegt ein utopisches, die Bedingungen der Gegenwart überschreitendes Moment.

Diese andere bessere Welt, sie blinkt tatsächlich hier und da auf: eine Kleiderbibliothek, in der Klamotten verliehen werden; eine solidarische Bauwirtschaft, die auf autarke Häuser setzt; eine artgerechte Nutztierhaltung, wo Milchkühe ihre Hörner und ihr Wesen behalten dürfen; ein Supermarkt, der den Kund*innen gehört; neue Dorfzentren, wo wieder Versorgungssicherheit für die Landbevölkerung hergestellt ist; ein neues Popbusiness, das an seinen Energieverbräuchen dreht ... Die Geschichten über Wandel sind zahlreich und gehaltvoll.

FUTURZWEI sucht und findet diese Geschichten über die Tatkräftigen, die Störer*innen oder Träumer*innen in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten. Noch genauer gesagt, erzählt FUTURZWEI diese »Geschichten des Gelingens«, um das tatsächliche, im jeweiligen Bezugsrahmen und Handlungsraum weitsichtige und sinnvolle Tätigwerden hervorzuheben.

Leider können wir bis heute nicht mit einem raffinierten Indikatorensystem dienen, welche sozialen Praktiken dabei als solche Geschichten gelten dürfen. Und jetzt kommt ein sehr wichtiger Punkt: Angesichts der Komplexität und Dynamik der globalen sozialen und ökologischen

Entwicklungen scheint es gegenwärtig unmöglich, detaillierte Handlungsanleitungen über das Richtig und Falsch einer zukunftsfähigen Gesellschaft vorzulegen; beispielsweise könnten unabsehbare Neben- und Wechselwirkungen auftreten und erst dann mitgedacht werden. Daher befindet sich FUTURZWEI wie viele andere Aktivist*innen und Akteur*innen von sozialen Bewegungen auch vielmehr in einer Suchbewegung. Es ist die Suche nach Momenten des Ausprobierens, die sich schrittweise in eine bessere Welt vortasten. Die Auswahl unserer »Geschichten des Gelingens« rahmen daher nur zwei ineinander verwobene Merkmale: der sorgsame Umgang mit Ressourcen und gerechte Formen des sozialen Miteinanders.

Im Jahr 2015 gab es bei FUTURZWEI eine Zäsur. Die politischen Verhältnisse, das Umkippen der euphorisch-solidarischen Stimmung gegenüber Menschen, die aus ihrer Heimat fliehen mussten, und das gleichzeitige Erstarken des rechten Spektrums, stürzten das FUTURZWEI-Team in eine kollektive Depression. Wir hatten plötzlich das Gefühl, dass das naive Erzählen unserer kleinen Geschichten nicht ausreichte angesichts der Bedrohung unserer demokratischen Verhältnisse, die doch auch unsere tägliche Arbeit ermöglichen. Uns war klar, wir wollten mehr öffentlichen Diskurs und besonders ein Hinaufheben der wichtigen Frage »In welcher (nächsten) Gesellschaft wollen wir leben?«. Denn FUTURZWEI musste auch erkennen, dass über Flucht und Migration wie in der Umweltkommunikation meist nur dystopisch gesprochen wurde. Also begannen wir, Geschichten zu schreiben, die politische Teilhabe in einer gerechten, offenen und diversen Gesellschaft zum Gegenstand hatten. Das tun wir – neben den Geschichten über ein anderes Konsumieren und Produzieren – bis heute.

Als sich Lukas Geisler für ein Praktikum bei FUTURZWEI bewarb, hatte er zum einem bereits mehrere Aufenthalte auf den Inseln Lesbos und Samos absolviert und sich dort in der humanitären Hilfe in den Geflüchtetenlagern der Inseln engagiert. Zum anderen war er in der Seebrücke-Bewegung engagiert und arbeitete als studentischer Mitarbeiter in dem Forschungsprojekt, das sich mit Städtenetzwerken, wie

dem der sicheren Häfen und deren Einfluss auf Migrationspolitik auseinandersetzte ... Er war sowohl in akademischer als auch in bewegungsorientierter Perspektive an neuen Narrativen interessiert. Daran arbeitete er auch während seiner Zeit bei FUTURZWEI. Ich freue mich außerordentlich, dass er »Geschichten des Gelingens« in ein Buch packt, das dann wiederum als Ganzes als eine Erzählung voller Chancen, Möglichkeiten und Perspektiven gelesen werden darf.

EINLEITUNG

»Nach der Pandemie und dem Feuer
kam nun – biblisch fast – die Flut.«¹

Katja Riemann

Die Entstehungsgeschichte des Buches beginnt am äußersten Rand Europas, und zwar mit einer Reise auf die Insel Lesbos. Was für mich retrospektiv einen Anfang intensiver Beschäftigung mit Migration, Flucht und gesellschaftlicher Teilhabe darstellt, ist weder der Anfang noch das Ende des europäischen Grenzregimes und rassistischer Gesellschaftsstrukturen. Und auch für mich sollte es schnell um viel mehr gehen. Damals schrieb ich gemeinsam mit Magdalena Fackler, mit der ich diese Reise antrat, meinen ersten Artikel für ein Studierendenmagazin über Flucht und das europäische Grenzregime: »Die Fährfahrt von Ayvalik, ein Touristenort nahe Izmir in der Türkei, nach Mytilini, der Hauptstadt von Lesbos, dauert nur knapp eineinhalb Stunden. Die Inseln liegen nicht weit von der türkischen Küste entfernt. Schnell wird klar, warum viele Geflüchtete genau an diesem Ort versuchen, nach Europa zu gelangen. Als europäische Staatsbürger*innen ist diese Route sehr bequem zu bereisen – ein verbrieftes Privileg.« Zuvor waren wir sechs Monate nicht in Europa gewesen. Wir hatten sechs Monate in Ägypten an der Cairo University studiert. Es sollte uns ein hartes Erwachen bevorstehen. Waren wir sechs Monate lang mit einer nichtwestlichen Perspektive auf unsere Gesellschaften vertraut gemacht worden, sollte sich die Entscheidung, in Griechenland das erste Mal wieder den Boden der Europäischen Union (EU) zu betreten, als folgens schwer für unser beider weiteren Lebensweg erweisen. Es war eines dieser Ereignisse, welches einem jegliche Illusion raubt – eines, das uns mit der Realität der Friedensnobelpreisträgerin, der Europäischen Union (EU), konfrontierte. Dabei ist dieser Beginn von Gleichzeitigkeiten geprägt. Am 22. Februar

2020 bestiegen wir am frühen Morgen kurz nach dem Sonnenaufgang die Fähre vom türkischen Festland. Nur drei Tage vorher, am 19. Februar, waren in Hanau neun Menschen von einem rechtsextremistischen Attentäter aus rassistischen Motiven getötet worden. Auch auf Lesbos spitzte sich zu dieser Zeit die Lage zu. Beide Ereignisse prägen dieses Buch.

Eine kurze Geschichte des Lagers auf der Insel beginnt spätestens mit einer Pressemitteilung des Europäischen Rates am 18. März 2016, in der eine Absichtserklärung präsentiert wurde, die seither unter dem Namen »EU-Türkei-Deal« bekannt ist. Zentrale Elemente des Deals bestanden darin, alle Geflüchteten, deren Asylantrag abgelehnt wurde, von den griechischen Inseln in die Türkei zurückzubringen. Für jede*n abgeschobene*n syrische*n Geflüchtete*n sollte ein*e andere*r syrische*r Geflüchtete*r aus der Türkei in der EU aufgenommen werden. Im Gegenzug sollten die Zahlung von insgesamt sechs Milliarden Euro und die Aussicht auf eine Erleichterung der Visaregeln für türkische Staatsangehörige folgen. Die Türkei verpflichtete sich im Gegenzug dazu, die Flüchtenden daran zu hindern, das Territorium der EU zu betreten.² Seitdem waren die sogenannten Registrierungs- und Identifikationszentren – auch bekannt als Hotspots – faktisch zu Hafteinrichtungen geworden.

Als ich im Februar 2020 das erste Mal das Lager Moria, wie der Hotspot umgangssprachlich genannt wurde, betrat, waren 20.000 Geflüchtete im Lager untergebracht. Die eigentliche Kapazität von knapp 3.000 Menschen war also weit überschritten. Das Lager Moria lag etwa fünf Kilometer von der Küste der Insel Lesbos entfernt. Inmitten von Olivenhainen in einem kleinen Tal lag das mit Stacheldraht umzäunte Militärgelände, welches das eigentliche Lager war. Drum herum in den Olivenhainen lag der Hauptteil des Lagers, da nur ein Bruchteil der Geflüchteten in das vorgesehene Lager passte. Hier hatten Geflüchtete ihre Zelte und Hütten mit Paletten und Planen selbst erbaut. Das Lager war ein großes Durcheinander und daher nicht einfach zu überblicken. Die Nichtregierungsorganisationen (NGOs) hatten es in Zonen aufge-

teilt und teilweise das Land von den ansässigen Landwirt*innen angemietet. Dabei waren die NGOs nicht in der Lage, einen angemessenen Standard der Unterbringung sicherzustellen. Gleichzeitig entzog sich die griechische Regierung in diesem Gebiet komplett der Verantwortung. So gab es zum Beispiel keine staatliche Müllentsorgung. Auch das ausschließliche Machtmonopol des Staates wurde außerhalb des offiziellen Lagers in den Olivenhainen nicht mehr wahrgenommen. Florian Westphal von Ärzte ohne Grenzen schilderte die Situation folgendermaßen:

»Man muss sich das so vorstellen, dass dort manchmal eine Mutter mit zwei, drei Kindern monatelang in einem ganz kleinen Zelt haust. Dass die Menschen völlig unzureichend medizinisch versorgt sind. Ganz schlimm gerade für die Kinder ist auch, dass sie oftmals gar nicht geschützt werden. Nachts ist das Camp mehr oder weniger eine rechtsfreie Zone. Es kommt immer wieder zu gewalttätigen Angriffen, zu Vergewaltigung, sexueller Misshandlung auch von Kindern.«³

Die Situation war damals sowieso schon sehr angespannt und verschlimmerte sich kurze Zeit später, als die Türkei das Abkommen mit der EU einseitig aufkündigte. Auf der griechischen Insel herrschte Ausnahmezustand. Lokale Bevölkerungsgruppen errichteten Straßenblockaden, und internationale Rechtsextremist*innen, zum Beispiel von der Identitären Bewegung, reisten auf die Insel. Während sich die Inselbewohner*innen allein gelassen fühlten und gegen die Unterbringung von Geflüchteten auf der Insel protestierten, riefen Rechtsextreme zur Verteidigung Europas auf. Für viele war das Platzen des Türkei-Deals der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Die Wut richtete sich gegen Journalist*innen, internationale Helfer*innen und auch gegen Geflüchtete. Es kam zu Verfolgungsjagden und bürgerkriegsähnlichen Zuständen – und das alles unter den Augen der staatlichen Sicherheitsbehörden. Auch ich entkam nur knapp einer solchen Straßensperre, und das nur, weil der Fahrer des Vans schnell reagierte und den Rückwärtsgang einlegte. An jenem Sonntag war ich Teil eines Teams, das im Lager die Müllentsorgung organisieren sollte. Als uns die Nachricht erreichte, dass eine der beiden Zufahrtsstraßen durch eine

Straßensperre blockiert wurde, versuchten wir über die andere Straße das Lager zu verlassen. Doch auch diese erwies sich bereits als blockiert. Wir kehrten also um und entkamen der Situation schließlich über Feldwege mit einem Geländewagen einer anderen NGO. Was uns erwartet hätte, ich möchte es mir nicht ausmalen. Noch in der gleichen Nacht auf den 3. März – noch im Morgengrauen – evakuierten fast alle internationalen Hilfsorganisationen ihre Mitarbeitenden und Freiwilligen von der Insel. Gemeinsam mit einem Welpen, den eine Freiwillige aus dem Lager gerettet hatte, verließen auch wir die Insel mit der Fähre. Dem Sonnenaufgang entgegen ging es für uns nach Samos, um dort unsere Arbeit fortzusetzen. Der Hund war das Einzige, was wir von der Insel zu diesem Zeitpunkt retten konnten. Im Gegensatz zu uns saßen die Geflüchteten auf der Insel fest.

Dort hieß es nun Kleiderspenden sortieren und an Geflüchtete ausgeben. Auch hier war die Situation angespannt. Beispielsweise wurde das Haus, in dem wir untergebracht waren, eines Nachts mit Steinen beworfen. Daraufhin wurde schnell ein Hotelzimmer angemietet, um Sicherheit zu garantieren. Doch die weltgeschichtliche Lage sollte uns in Atem halten. Für mich war dies keine einfache Zeit, und es fiel mir schwer, mit dem Erlebten umzugehen. Kurze Zeit später erreichte die COVID-19-Pandemie Europa. Die Bundesregierung verkündete den ersten Lockdown.

Seitdem bildet dieser erste Aufenthalt auf den griechischen Inseln den Ausgangspunkt meines politischen Handelns. Ob wissenschaftlich, journalistisch oder aktivistisch, mein Fokus verschob sich. Ich nahm ein Arbeitsangebot in der Fluchtforschung an, schrieb Artikel zu Flucht und Migration, hielt Vorträge und vieles mehr. Das war mein Weg, mit dem Erlebten umzugehen – ich konnte zu den Missständen nicht länger schweigen.

Im Sommer 2020 wollten Magdalena Fackler und ich auf die Insel zurückkehren. Wenige Tage vor unserem Abflug erreichte uns die Nachricht: Moria, das Geflüchtetenlager auf Lesbos, brennt. In der Nacht vom 9. September 2020 brannte das Lager Moria fast vollständig ab. Zuvor

waren Geflüchtete positiv auf COVID-19 getestet worden, und das Lager stand deshalb unter Quarantäne. Aufgrund starker Windböen mit bis zu 60 Kilometern pro Stunde hatte die Feuerwehr Probleme, den Brand zu löschen. Letztendlich ordneten die Behörden eine Evakuierung des Lagers an, doch viele Geflüchtete hatten schon zuvor versucht, sich in Sicherheit zu bringen. Sicherheitskräfte der griechischen Regierung blockierten für die Geflüchteten den Zugang zu der Hauptstadt Mytilini. Über Nacht waren 12.000 Menschen obdachlos geworden. Daniel Loick schrieb in einem Kommentar für den Deutschlandfunk: »Nicht nur werden den Geflüchteten regelmäßig ihre Menschenrechte vorenthalten; mittlerweile steht auch ihr biologisches Leben auf dem Spiel.« Und: »Zusammengenommen haben diese Praktiken auf Lesbos eine Todeswelt entstehen lassen. Die dahinterstehende Politik hat damit die Schwelle von der bloßen Ausgrenzung – der Verteidigung unseres Wohlstands gegen eine imaginierte Bedrohung von außen – zu einer aktiven Politik des Todes überschritten: Die europäischen Regierungen wenden eine Reihe von Techniken an, die im Ergebnis darauf abzielen, das Leben unerwünschter Bevölkerungsgruppen zur Disposition zu stellen.«⁴ Nach Rücksprache mit der Organisation vor Ort beschlossen wir, trotzdem oder gerade deswegen zurückzukehren. Diesmal blieben wir fast zwei Monate.

Mit der konkreten Arbeit an diesem Buch begann ich im Mai 2021 in Berlin bei FUTURZWEI. Stiftung Zukunftsfähigkeit. Hier entstanden die ersten Reportagen, die auch in diesem Buch zu finden sind. Damit setzte auch der Beginn einer anderen Auseinandersetzung an. Nach mehr als einem Jahr der intensiven Beschäftigung, die von Wut, Widerstand und leider oft auch Resignation geprägt war, sollte sich mir eine neue Möglichkeit ergeben, die Thematik anders zu bearbeiten. Heute weiß ich, dass es auch eine Suchbewegung für mich darstellte. Erst kamen die Analyse und Kritik, dann die Suche nach Auswegen.

Das europäische Grenzregime mit seinen (post)kolonialen Praktiken und die Realität rassistischer Gesellschaftsstrukturen machen es oft schwer, über Auswege nachzudenken. Die Analysen sind erdrückend,

und Kritik daran stößt leider allzu oft auf taube Ohren. Eine Dystopie, die eine reale Gestalt angenommen hat: Leid, Gewalt und Ignoranz. Durch FUTURZWEI schöpfte ich wieder Hoffnung.

Utopien sind – historisch gesehen – Ausdruck der Defizite und Missstände ihrer Herkunftsgesellschaften. Doch neben der kritischen Analyse der Gegenwart sind sie konstruktive Gegenbilder zur Wirklichkeit. Geprägt hat den Begriff Thomas Morus mit seiner Erzählung über die Insel »Utopia« von 1516. Damit kreierte er eine neue Vokabel. Etymologisch leitet sich das Wort aus dem Altgriechischen her und bedeutet Nichtort (*ou* »nicht« und *tópos* »Ort, Stelle«). Allerdings gibt es noch eine zweite Herleitung, nämlich mit dem griechischen Wort *eu*, also »gut«. So kann die Utopie entweder als Nichtort, also rein fiktiv, oder als guter Ort gedeutet werden. Fiktionales bildet dieses Buch nicht ab. Es handelt von konkreten Orten. Was allerdings fiktional ist, ist die Utopie der Willkommengesellschaft.

»Sie ist nicht etwa Nonsens oder bloße Schwärmerei, sondern sie ist noch nicht im Sinne einer Möglichkeit, dass es sie geben könnte, wenn wir etwas dafür tun.«
Ernst Bloch

Ernst Bloch geht es bei der Utopie um eine Konkretion von Möglichkeit und Tradition. Er fragt nach der Funktion der Denkfigur des Utopischen. So ist für ihn jede Gesellschaft eine Art Vorgriff eines noch nicht Gelungenen oder Noch-nicht-Gekommenen. In jeder Gesellschaft sind also schon Utopien veranlagt. In einer Sozialutopie geht überwiegend um menschliches Glück. Dieses ist nicht subjektiv, also einzeln möglich, sondern hängt von gesellschaftlichen Bedingungen ab und muss daher intersubjektiv, also als etwas Zwischenmenschliches, verstanden werden. Was allerdings dieses soziale Glück ist, kann nur von utopischem Denken umkreist werden. Man soll und darf es nicht festlegen. Festlegen, was die Utopie der Willkommengesellschaft ist, möchte auch ich nicht. Die Einrichtung einer solidarischen Gesellschaft muss gemeinsam ausgehandelt werden. Doch als Möglichkeits-

sinn gedacht, können bestehende Ungleichheitsverhältnisse entlarvt werden. Die konkrete Utopie ist also immer erst einmal Maßstab von Kritik. Es müssen Ermöglichungsbedingungen für Utopien geschaffen werden. Ernst Bloch als Philosoph möglicher Zukunft redet dafür viel über die Gegenwart und Vergangenheit. Denn Utopien lösen sich nicht davon ab, sondern sind Vorgriffe, die immer einen Bezug haben müssen. Dabei verbleibt Bloch nie im Theoretischen, sondern Denkfigur der konkreten Utopie ist eine Theorie der Praxis. An der Suche nach echter Utopie hält Bloch sein Leben lang fest. Erst in der Emigration in den USA, wo sein Hauptwerk *Das Prinzip Hoffnung*⁵ entsteht, dann in der DDR und schließlich in der Bundesrepublik. Er stirbt am 4. August 1977 in Tübingen. Was bleibt, ist eine mögliche Zukunft in der Vergangenheit und Gegenwart. Dabei beginnt das Denken der konkreten Utopie schon auf der Ebene der kleinen Kämpfe, denn auch diese vermögen Solidarität zu stiften.

Der französische Philosoph Michel Foucault setzt bei ebenjenen kleinen Kämpfen an, aber installiert eine andere Herangehensweise. Während Bloch eher eine zeitliche Konstruktion der konkreten Utopie beschreibt, setzt Foucault auf eine Raumkonzeption. Für Bloch sind konkrete Utopien noch nicht eingetreten, aber im Hier und Jetzt veranlagt. Foucault aber schreibt, dass wir uns in der »Epoche des Simultanen«, also des gleichzeitig Passierenden, befänden. Diese Epoche beschreibt er als die »des Nahen und Fernen, des Nebeneinander, des Auseinander«. Nach seiner Ansicht sind wir in einem Moment, »wo sich die Welt weniger als ein großes sich durch die Zeit entwickelndes Leben erfährt, sondern eher als ein Netz, das seine Punkte verknüpft und sein Gewirr durchkreuzt«. Warum dies wichtig ist? Es gibt im Hier und Jetzt ein Grenzregime, das das biologische Leben von Menschen infrage stellt, aber es gibt auch andere Räume, Gegenbewegungen und so weiter, die nicht in der Zukunft verortet sind, sondern schon im Hier und Jetzt existieren. Foucault begreift Utopien als »Platzierungen ohne wirklichen Ort« und übernimmt damit die etymologische Herleitung der Utopie als Nichtort. Daran angelehnt, entwickelt er ein neues Konzept:

»Es gibt gleichfalls – und das wohl in jeder Kultur, in jeder Zivilisation – wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können. Weil diese Orte ganz andere sind als alle Plätze, die sie reflektieren oder von denen sie sprechen, nenne ich sie im Gegensatz zu den Utopien die *Heterotopien*.«⁶

Diese Heterotopien sind andere Räume, und zwar wirksame und wirkliche Räume, die im Jetzt existieren, aber an den Rändern angesiedelt sind und komplett anders funktionieren. Damit bauen sie wirkliche und wirksame Gegenbilder auf – ohne sich dabei auf Zukünftiges zu beziehen. Sie haben einen fassbaren Ort. Diese anderen Räume können für Foucault Gärten, Verstecke von Kindern, Friedhöfe oder Schiffe sein. Allerdings können andere Räume auch dazu dienen, Menschen, die als ›anders‹ markiert werden, aus der Gesellschaft auszuschließen, wie Gefängnisse, psychiatrische Anstalten oder Altersheime.

Ich möchte das *eu* der Utopie, also das Gute, der anderen Räume reaktivieren und diese anderen guten Räume ganz konkret abbilden. Die Willkommensgesellschaft erzählt von Menschen und Projekten, die den vorherrschenden rassistischen gesellschaftlichen Strukturen und kolonial geprägten Grenzregimen andere, gute Räume konkret entgegenstellen. Sie sind an den Rändern und Zwischenräumen der Gesellschaft angesiedelt. Der zeitliche Horizont der Willkommensgesellschaft ist der Anspruch, dass diese guten anderen Räume aus dem Schatten der gegenwärtigen Realität heraustreten und ihren Platz in der Mitte der Zivilgesellschaft beanspruchen.

Eine ähnliche Richtung schlägt Harald Welzer, der mit Dana Giesecke FUTURZWEI gegründet hat, ein. Er plädiert für kleinstmögliche Zustandsveränderungen statt einer großen Transformation. Für ihn stellt dies eine Art von Wirklichkeitsgymnastik dar. Zwar geht es auch darum, illusionäre Welten aufzubauen, die utopischen Charakter haben,

allerdings durch eine Revolution oder besser: mehrere Revolutionen im Kleinen den normativen Anspruch des Guten ernst nehmen. Für ihn »überzeugen die einzelnen Entwürfe und Erprobungen nicht dadurch, dass es schön wäre, wenn es sie gäbe, sondern dadurch, dass es sie gibt, dass man sie anschauen, ausprobieren, erleben kann. Die Gesamtheit dieser angewandten ›kleinen Transformationen‹ oder konkreten Utopien ergibt modulare Revolutionen, ein Mosaik gelingender Verbesserungen der Welt – eben nicht die Verbesserung der Welt. Und die eine große Utopie wird zur Heterotopie – zu vielen Geschichten an vielen Orten.«⁷

Im Anschluss an Bloch, Foucault und Welzer handelt dieses Buch vom Heranwachsen des Neuen in den Nischen des Alten, von Keimformen eines anderen gesellschaftlichen Zusammenlebens, Emanzipation und dem Um-sich-Sorge-Tragen.

Die Reportagen im Buch, die bei FUTURZWEI »Geschichten des Gelingens« genannt werden, sind genau das: andere Räume, Nischen, Keimformen, die von Initiativen geschaffen werden. Sie setzen an der dystopischen Realität an, aber versuchen sich daran, anderes zu schaffen. Dabei erzählt es keine lineare Geschichte. Jede Reportage, jedes Feature und jeder Exkurs steht für sich und kann somit auch für sich gelesen werden. Zusammengehalten wird es von der Vorstellung, konkrete Utopien dieser Gesellschaft abzubilden. Ich nenne sie die Willkommensgesellschaft.

Dabei grenzt sich eine Gesellschaft, die willkommen heißt, von einer schlichten Willkommenskultur ab. Denn die sogenannte Willkommenskultur von 2015 und 2016 ging Hand in Hand mit dem Asylrechtsabbau. Außer Frage steht, dass »hegemoniale Kräfte in Staat, Politik und Medien im Verbund mit den rechtspopulistischen Argumentationen von CSU und AfD ganze Arbeit geleistet haben, um den anfänglichen positiven Konsens und die breite Offenheit gegenüber der Migrationsbewegung abzuwürgen«. So wurde die Zuwanderung vor allem aus Nordafrika und Westasien als soziale, ökonomische und ›zivilisatorische‹ Überlastung konstruiert. So wurde der Willkommenskultur eine kreierte morali-

sche Panik entgegengesetzt, indem eine bedrohliche ›Kultur‹ herbeigeredet und eine Identitätskrise beschworen wurde. Auch Politiker*innen anderer Parteien übernahmen diese Erzählung und fabulierten von »Grenzschutz, Asyl-Obergrenzen und Abschiebungen in Kriegsgebiete«. ⁸ Zwar hat die Bundesregierung den oberflächlich pragmatischen Kurs mit der merkelschen Floskel »Wir schaffen das« beibehalten. Allerdings ist staatliches Handeln gegenüber solidarischen Praktiken vor Ort, die unter dem Namen »Willkommenskultur« bekannt wurden, nie über diese Oberflächlichkeit hinausgegangen.

Doch die solidarischen Praktiken der Zivilgesellschaft existierten fort. Um zu der konkreten Utopie einer Willkommensgesellschaft zu kommen, sind viele kleine konkrete Utopien nötig. Zusammengenommen müssen sie so viel Wirkkraft entwickeln, dass sie nicht nur eine Kultur sind, sondern reale wirksame Strukturen entstehen lassen, die eine andere Gesellschaft begründen. Sie als Leser*in können sich also auf eine Reise begeben, die Sie selbst gestalten können und deren Verlauf Sie bestimmen. Manche Reportagen sprechen vielleicht einige mehr, andere weniger an. Doch in der Gesamtheit ist damit die Hoffnung verbunden, dass auch Sie bald selbst handelnde Protagonist*in einer solchen Reportage, einer Geschichte des Gelingens, werden. Denn die »Willkommensgesellschaft« muss als ein Aufruf verstanden werden, selbst an ihr mitzuwirken, sie zu beeinflussen und sie in einem komplexen gesellschaftlichen Kontext wirklich und wirksam werden zu lassen.

»Ein Gespenst geht um in der Welt, und sein Name ist Migration. Alle Mächte der alten Welt haben sich vereint und kämpfen gnadenlos dagegen an, aber die Bewegung ist nicht aufzuhalten.«

Michael Hardt & Antonio Negri

An zwei prägende Debatten möchte ich die Begrifflichkeit der Willkommensgesellschaft anschließen. Denn ich möchte Migration, Flucht und gesellschaftliche Teilhabe in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang einbetten. Erstens in das Konzept der Autonomie der Migra-

tion. Zweiterer Ansatzpunkt soll das Postmigrantische darstellen. Beide können nicht unabhängig voneinander begriffen werden, aber sollen nacheinander dargelegt werden.

Dabei soll gerade keine staatszentrierte Perspektive eingenommen werden, sondern Migrierende sind Subjekte ihrer eigenen Geschichte. Migration ist ein soziales Verhältnis und schafft neue Realitäten. Damit sind Migrierende Teil von sozialen Aushandlungen. Das Sich-Entziehen und Flucht sind Bestandteile der migrantischen Handlungsfähigkeit. Flucht bedeutet, handlungsfähig zu werden und eine aussichtslose sowie gewaltvolle Situation zu verlassen. So ist sie nicht nur grausame Vertreibung, sondern eben auch eine Entscheidung, ein Aufbruch und ein Neuanfang. Fliehen ist eine Absage an Gewalt. So wohnt dem Sich-Entziehen eine urdemokratische Wurzel inne. Diese Überlegungen resultieren darin, dass Migration und Flucht als soziale Bewegung, als Widerstand, als Flucht vor Ausbeutung und Unterdrückung begriffen werden müssen. Manuela Bojadžijev benennt Migrierende sogar als »windige Internationale«: »Es sind genau die unstillen, temporären und flüchtigen Aspekte ihrer Organisation, die ein anderes Verständnis sozialer Kämpfe, ihrer Geschichte und Zukunft zu denken ermöglichen.« So wird Migration als dynamische Kraft mit Potenzial zu gesellschaftlicher Transformation gesehen. Dabei ist Migration immer wieder, wenn auch nur temporär dazu in der Lage, Kontroll- und Regulierungsversuche zu unterlaufen. Dabei zweifle ich nicht an, dass Grenzen tödlich sind, sondern nur, dass sie nicht unüberwindbar sind – sie sind vielmehr Teil von Aushandlung, Auseinandersetzungen und Kämpfen.

Der Begriff des Postmigrantischen hat in den letzten Jahren im deutschsprachigen Raum an Relevanz gewonnen. Auch dieser Begriff schafft neue Möglichkeiten. Dabei ist ein zentraler Bezugspunkt der postmigrantischen Gesellschaft die Geschichte und Gegenwart der Migration, die zu einer veränderten, pluralistischen Zusammensetzung der Gesellschaften in Europa geführt hat. Wie Erol Yildiz schreibt, »präsentiert das Postmigrantische die Stimme der Migration, macht marginalisierte Wissensarten sichtbar, wirkt irritierend auf nationale Mythen,

zeigt neue Differenzauffassungen und erzeugt ein neues Geschichtsbe-
wusstsein«. ⁹ Auch hier wird Migration »radikal neu gedacht und als eine
gesellschaftsbewegende und gesellschaftsbildende Kraft verstanden«. So
wird das Phänomen des Migrierens als Normalfall begriffen. Dabei hat
für Naika Foroutan die postmigrantische Gesellschaft mehrere Merk-
male: zum einen die Anerkennung, dass es sich um eine Einwande-
rungsgesellschaft handelt. Dennoch gibt es eine ambivalente Bewertung
von Zuwanderung in der Bevölkerung – entweder Befürwortung oder
Ablehnung. Zudem findet eine starke Polarisierung von Zugehörigkeit
und nationaler Identität statt. ¹⁰

An diese zwei Konzepte knüpft die konkrete Utopie der Willkom-
mensgesellschaft aktiv an, aber versucht doch, eigene Akzente zu setzen.
Die Willkommensgesellschaft ist keine wissenschaftliche Analysekat-
egorie, sondern reaktiviert genuin das Politische. Sie malt eine mögli-
che Zukunft, die in den Nischen des Jetzt schon existiert, und versucht
dadurch Wege aufzuzeigen, wie diese zu erreichen ist.

»Das Sichere ist nicht sicher. So, wie es ist, bleibt es nicht.« *Bertolt Brecht*

Als letzten Punkt dieser Einleitung steht eine theoretische Fassung sowie
Grundlegung. Es sollen Überlegungen dargelegt werden, die sich mit
der Radikalität der Forderungen und der Notwendigkeit eines gesell-
schaftlichen Wandels auseinandersetzen. Wie schon dargelegt, bin ich
der Auffassung, dass wir etwas verändern können. Einer der wichtigs-
ten Bezugspunkte – neben den bereits genannten, die ich eher unter
dem Aspekt des ›Wie?‹ betrachtet habe – bildet für mich Karl Marx. Der
vielleicht wichtigste Gedanke von Marx war der, dass die Geschichte
von Menschen gemacht wird. Doch er fügte hinzu: »aber sie machen
sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter
unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen«.

Eine journalistische Publikation, die dazu beitragen will, muss mei-
ner Ansicht nach einige Kriterien erfüllen. Gerade weil das Buch positive
Geschichten über das Gelingen erzählt sowie klare Positionen bezieht,

möchte ich mein Verständnis von engagiertem und emanzipativem Journalismus genauer definieren. Das Buch hat den Anspruch, radikalen Journalismus betreiben zu wollen. Das Wort »radikal« kommt vom lateinischen *radix* und bedeutet Wurzel. Radikal sein bedeutet also, die Sache an der Wurzel zu fassen. »Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst«, wie Marx richtig anmerkt. Ein radikaler Journalismus, der an einer gelingenden Zukunft orientiert ist, fragt also nicht nur auf grundlegende Weise nach dem Heute, sondern setzt auch da an, wo er seinen Ursprung hat: am Menschen und an den Verhältnissen, in denen Menschen leben. Aus diesem Grund kann es für Marx auch nur einen Anspruch geben, nämlich »alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist«. Radikal alle Ungleichheitsverhältnisse und -strukturen anzugehen, das ist also ein weiterer Ausgangspunkt dieses Buches.

Die Begrifflichkeit des radikalen Journalismus stammt ursprünglich von Michel Foucault, der einmal bemerkte: »Wenn wir Herren unserer Zukunft sein wollen, müssen wir auf grundlegende Weise nach dem Heute fragen. Deshalb ist die Philosophie für mich eine Art radikaler Journalismus.«¹¹ Somit ist das vorliegende Buch nicht nur als eine journalistische Publikation zu verstehen, sondern versucht, im Umkehrschluss zu der Maxime, radikalen Journalismus zu betreiben, eben auch wieder eine Philosophie zu werden. Eine Philosophie, die am Ursprung, am Menschen, ansetzt. Denn nur dann haben wir unsere Zukunft im Griff und können diese gestalten. Dafür müssen wir uns die vorgegebenen und vorgefundenen Umstände vorknüpfen. An uns liegt es, die Verhältnisse radikal anders zu denken und umzustoßen. Und in diesem Sinne möchte ich auch Brecht verstehen: Nichts ist sicher, wir können Dinge verändern – auch wenn wir unsere Ausgangslage nicht selbst bestimmen können.

Wer von Veränderung spricht, braucht nicht nur eine Theorie der Veränderung durch andere, gute Orte und einen radikalen Anspruch an sich und die eigene Arbeit, auch die verschiedenen wirklichen, wirk-

samen Räume müssen miteinander oder zumindest nebeneinander in Einklang gebracht werden. Dafür möchte ich zumindest Ansätze nennen. Einer von ihnen ist der Aktionsplan für Bewegungen¹² (Movement Action Plan, wie er im Englischen heißt) von Bill Moyer. Dieser wurde 1986 zum ersten Mal veröffentlicht. Er verbindet politische mit sozialpsychologischen Überlegungen und entwickelt daraus eine strategische Theorie für die Analyse, Planung und Durchführung sozialer Bewegungen und Kampagnen. Dabei geht es um das Verständnis von verschiedenen Rollen in sozialen Bewegungen. Denn soziale Bewegungen sind nur dann erfolgreich, wenn verschiedene Akteur*innen, also Individuen, Organisationen und so weiter, in ihren unterschiedlichen Rollen innerhalb der sozialen Bewegung konstruktiv zusammenarbeiten. Moyer beschreibt hierzu vier Rollen, die in effektiver oder ineffektiver Weise eingenommen werden können. So gibt es Bürger*innen, die auf niedrigem Niveau durch Petitionen und Spenden in soziale Bewegungen eingebunden sind. Dadurch nehmen sie eine Scharnierfunktion zu anderen Bürger*innen ein und schaffen damit Akzeptanz für ein politisches Anliegen sowie verhindern Diskreditierung. Ein kleiner Anteil engagiert sich mit der Zeit proaktiver. Die zweite wichtige Rolle nehmen die Reformier*innen ein. Diese benutzen die Möglichkeiten des offiziellen Systems, wie Gerichte, Parlamente und offizielle Kundgebungen. Dadurch werden die Inhalte der Bewegung in die Institutionen und das konventionelle Denken getragen und ihre Erfolge umgesetzt und abgesichert, zum Beispiel durch neue Gesetze. Die dritte Rolle nach Moyer sind Aktivist*innen, die für einen gesellschaftlichen Wandel eintreten. Dabei sind sie in der Graswurzelbewegung verankert und streben nicht nur Reformen an, sondern eine Systemveränderung. Und als letzte Rolle gibt es die Rebell*innen. Diese bringen oft unbekannte Probleme auf die Agenda. Sie thematisieren Spannungen zwischen Gesellschaft und Utopie. Ihre Aktionen richten sich direkt gegen Herrschaft, und grundsätzlich schließen sie Gesetzesübertretungen mit ein. Durch das Risiko, das sie auf sich nehmen, heben sie das Problem ins öffentliche Rampenlicht. Von allen vier idealtypischen Rollen gibt es jeweils eine effektive, also

für die Bewegungen zuträgliche Version und eine ineffektivere Form. Jede*r kann in unterschiedlichen Situationen und Zusammenhängen auch unterschiedliche Rollen einnehmen. Eine erfolgreiche Bewegung, folgt man Moyer, muss alle vier Rollen in ihrer effektiven Form enthalten. Dabei sind zu unterschiedlichen Phasen von sozialen Bewegungen Rollen mehr oder weniger wichtig. Bürger*innen oder Reforme*r*innen werden keine soziale Bewegung lostreten, aber um eine gesellschaftliche Mehrheit zu gewinnen und eine andere Politik umzusetzen, werden sie gebraucht. Dagegen wird die Rolle der Aktivist*innen und vor allem Rebell*innen im späteren Verlauf immer weniger wichtig. Was wir von Moyer lernen, ist, dass wir alle komplementär betrachten müssen. So lassen sich auch die handelnden Personen dieses Buches in diese Raster einteilen. Nicht alle sind radikal, sie sind sich bestimmt nicht immer einig, und doch braucht es ebenjenen Blumenstrauß an verschiedenen Initiativen und Herangehensweisen. Vielleicht erkennt sich auch ein*e Leser*in in der einen oder anderen Rolle wieder, ist selbst aktiv oder will es werden. Es kann uns allen helfen, sich selbst und andere zu verorten. So kann Verständnis zwischen Akteur*innen des Wandels aufgebaut werden und zukünftig – so hoffe ich zumindest – den politischen Forderungen strategisch und langfristig Ausdruck verliehen werden. Denn die Rollen erfüllen unterschiedliche, aber nicht minder wichtige Aufgaben in der Willkommensgesellschaft.

Welzer benutzt das Wort »Mosaik«, und auch hiermit lassen sich die verschiedensten Perspektiven und Ansätze in Einklang bringen. Zum Beispiel stellte sich Hans-Jürgen Urban die Frage, ob aus unterschiedlichen politischen Richtungen und Kulturen ein gemeinsames Projekt werden kann. Seine Antwort: Ja. Mit dem Begriff des »Mosaiks«¹³ schlägt er vor, dass gerade die Gleichzeitigkeit von ebenjenen nebeneinanderstehenden Traditionen Erfolgsgarant für ein gemeinsames Projekt sein kann. Aber nur wenn es geschafft wird, diese anzuordnen, dann hat eine Bewegung Zukunft.

In dieser Einleitung sind viele Worte gefallen, die einen gesellschaftlichen Wandel beschreiben. Von Reform, über Transformation bis hin

zur Revolution. Gerade Letzteres ist oft negativ besetzt. Es soll dabei aber keinesfalls um eine revolutionäre Destruktion, sondern, wie Eva von Redecker es formuliert, »um eine in den Zwischenräumen bereits angebrochene Revolution gehen«. Solche Zwischenräume werden von den einzelnen Reportagen angedeutet, ausgelotet und vielleicht teilweise schon gelebt. In allerletzter Konsequenz ist es »eine Revolution um des Lebens willen und für ein anderes Leben«. Hier versammelt sind Gruppen, Vereine, Initiativen und politische Gruppen, die Beispiele des Aufbegehrens sind. Ein Aufbegehren gegen Rassismus, gesellschaftlichen Ausschluss und militarisierte Grenzregime. Dieser Widerstand ist allerdings nicht nur Kampf gegen etwas, sondern er birgt eine neue, eine andere Ordnung in sich. Mit dem aktiven Einschreiten gegen rassistische Systemgewalt eröffnet sich ein neuer politischer Horizont. Redecker schreibt: »Wir könnten Leben retten, anstatt sie zu zerstören.«¹⁴ Nur beginnen und weitermachen müssen wir damit, dann wachsen die Zwischenräume. Die Reportagen in diesem Buch sind genau solche Zwischenräume, die es gilt zu erweitern, damit die Revolution für das Leben voranschreiten kann.

Meine eigene Rolle kann ich selbst nicht genau definieren. Allerdings möchte ich auch ein paar Gedanken hierzu darlegen. Die Bezeichnung »Aktivist*in« individualisiert viel zu oft strukturelle Probleme. Sie überhöht Menschen, denen eine besondere Fähigkeit zugesprochen wird. Dies möchte ich nicht implizieren. Trotzdem benutze ich diese Begrifflichkeit im Buch. Doch möchte ich dadurch nicht das politische Aufbegehren untergraben. Alle handelnden Personen im Buch – auch wenn ich niemandem zu nahetreten möchte – sehen ihr Engagement als Notwendigkeit an. Auch Aktivismus ist eine Identitätszuschreibung. Völlige Einheit mit sich selbst, also Identität, haben aber nur tote Dinge. Was lebt, ist der Veränderung unterworfen. Der Begriff »Aktivismus« ist so weit verbreitet, dass auch ich und die Personen im Buch nicht drum herumkommen. Doch ich möchte klarstellen: Ich bin zusätzlich zu meiner Arbeit nicht noch Aktivist. Meine politische Arbeit ist kein Hobby und kein Ehrenamt. Im Gegenteil: Ich setze an meiner eigenen Lebensrealität

und der aller anderen an, denn ich merke, dass ich als weißer Mann Privilegien genieße. Für mich und viele andere ist es in letzter Konsequenz eine Notwendigkeit, etwas Kollektives zu bündeln, um sich gegen alltägliche Gewalt an den konstruierten Rändern – ob an Außengrenzen oder innerhalb der Ordnung – unserer Gesellschaft zur Wehr zu setzen. Frei nach Albert Camus: Wir revoltieren – also sind wir.

Dabei haben mich – wie geschildert – meine Erfahrungen zum Revolutionär gemacht, nicht die Theorie. Und zwar Revolutionär in dem Sinne, wie es Cornelius Castoriadis, der Stichwortgeber des Pariser Mai 1968, ausgedrückt hat: »Revolution bedeutet nicht Blutvergießen, den Sturm auf den Winterpalast und so weiter. Revolution bedeutet eine radikale Umgestaltung der Institutionen der Gesellschaft.« In diesem Sinne sind ich und alle anderen handelnden Personen in diesem Buch mit Sicherheit Revolutionär*innen, denn eine radikale Umgestaltung der Gesellschaft und ihrer Institutionen ist vonnöten. Solange das Leben weitergeht, geht auch der Kampf weiter – es gibt nichts zu verlieren, aber eine Welt zu gewinnen.

In der Pandemie haben wir erlebt, wie es ist, wenn Grenzen geschlossen werden und die eigene Bewegungsfreiheit eingeschränkt ist. Für diejenigen, die den »falschen« Pass, die »falsche« Staatsbürger*innenschaft oder keinen gültigen Aufenthaltsstatus besitzen, gelten solche Einschränkungen schon lange.

Doch es lassen sich auch viele andere Geschichten über Migration, Flucht und gesellschaftliche Teilhabe erzählen, die Mut machen und diesen Zustand ändern können. In 16 Reportagen berichtet Lukas Geisler von unzähligen zivilgesellschaftlichen Initiativen, Projekten und Menschen, die sich für eine andere, eine offene Gesellschaft einsetzen. Das Buch beleuchtet damit neue Möglichkeits- und Handlungsfelder, die die Frage nach offenen oder geschlossenen Grenzen neu formulieren und Wege aufzeigen, wie eine humane und soziale Migrationspolitik künftig gelingen kann.

Die »Willkommensgesellschaft« ist ein Aufruf, an ihr mitzuwirken und sie aktiv zu gestalten.

